

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Mittwoch, den 17. Juny 1835.

73

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Beitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

D e r R i g i.

(Erzählung.)

Am südwestlichen Ende des schönen Zuger Sees liegt das Dörfchen Immensee, umgeben von grünen Matten und schattigen Bäumen. Daneben steigt gleich der Rigi hervor, der königliche Berg, welcher seinen Fuß in drey Landseen badet, sein Haupt in den Wolken kühl, welcher zahllosen Quellen ihr Daseyn und Tausenden von Menschen ihren Unterhalt gibt; er ist nicht König, weil er der höchste, sondern weil er der armuthigste, schönste und erfreuendste der Berge ist.

An seinen letzten Abhängen bey Immensee wandelte ein junger Reisender, bald hervorgelockt in die Nähe des Seegestades, um sich des grünen Wasserspiegels zu erfreuen, oder einen Blick auf die edlen Formen des Berges zu werfen, bald wieder zurückgeschucht unter die Schatten der Bäume durch die Strahlen einer sommerlichen Mittagssonne. Eben diese hielt ihn noch zurück von der Besteigung des Berges, welche nur in den kühleren Nachmittagsstunden möglich schien.

Bey diesem planlosen Herumirren stieß er auf eine ungemein malerische und anziehende Gruppe. Halb von den Bäumen versteckt lag ein Bauernhaus da, ganz in jener schweizerischen Manier aufgeführt, die eben so in der Wirklichkeit wie auf einem Bilde einen außerordentlich großen landschaftlichen Reiz gewährt; vor demselben stand ein Tisch, daran saß eine Bäuerinn, während eine andere ihn mit einem weißen Tuche bedeckte und dann, offenbar in häuslichen Angelegenheiten, ab und zu in das Haus ging. Beyde waren ganz in der Tracht des Berner Oberlandes gekleidet. Die schwarzen Mieder, die von demselben an Hals, Armen, einem großen Theil der Brust und einem noch größeren des Rückens unbedeckt gelassenen schneeweißen Hemden, die langen Haarzöpfe, die faltigen nicht allzu langen Röcke — alles das nahm sich ganz allerliebste aus; die abenteuerliche Kopfbedeckung, die man sonst in dieser Gegend der Schweiz gewahrt, fehlte ganz.

So großes Behagen auch der Reisende an der Betrachtung dieser Scene

fand, so wenig war er doch entschlossen, lange in dieser Entfernung zu verweilen, vielmehr trat er unbefangen näher mit einem treuherzigen: „Gott grüß' euch, schöne Mädchen!“

In der Nähe, worin er sich nun befand, konnte er allerdings bemerken, wie begründet seine Anrede war, denn beyde konnten mit vollem Rechte schön genannt werden; auf dem Gesichte derjenigen, welche den Tisch anordnete, war der Geist leichter Schelmercy verbreitet, in dem der andern dagegen sprach sich ein lieblicher Ernst aus.

„Wir danken euch!“ erwiederte die Schelmische, nachdem beyde den unvermutheten Ankömmling einige Augenblicke lang betrachtet hatten.

„Ihr hübschen Kinder wohnt aber auch hübsch,“ sagte er, „und ich möchte wohl ein wenig bey euch ausruhen, darf ich wohl?“

„Wenn ihr hübsch artig seyd, kann's wohl angehen!“ entgegnete die Wortführerin und schien die Zeichen der Mißbilligung bey der andern nicht zu beachten. Obgleich in der Sprache des schönen Landmädchens etwas von dem schweizerischen Dialecte lag, so war sie doch auffallend rein und viel wohl lautender, als die gewöhnliche der Schweizerinnen. Der Fremde wollte demnach der erhaltenen Erlaubniß zufolge auf einem Stuhle Platz nehmen, aber das Mädchen rief in komischer Verwunderung: „Ist's so gemeint? das ist weit gefehlt! Wenn der Herr bey uns seyn will, kann er mir auch ein Bißchen helfen, ich habe die Hände voll zu thun, und da ständ's ihm ganz wohl, wenn er auch mit anfaßt.“

„Aber liebe — —“ redete die Ernste ein, wurde aber gleich von der Schelmischen unterbrochen.

„Nichts da! Der Herr wird sich's schon nicht nehmen lassen, mit mir ins Haus zu gehen und die Sachen herauszutragen. Du bist mein Gast und sollst hier ruhig sitzen, aber dem Herrn ständ's schlecht an, wollt' er die Händ' in den Schooß legen.“

Es ist schon oft behauptet und noch nie bestritten worden, daß des Menschen Herz unergründlich sey, und so glauben wir uns der Verpflichtung überhoben, die Gründe anzugeben, warum der Fremde ein größeres Interesse für die Ernste fand, die fast noch nichts gesprochen hatte und seiner Aufnahme hier gar nicht günstig gestimmt schien, als für die Schelmische, welche ihm so leicht die Erlaubniß des Bleibens gab, aber dagegen sich auch das Recht des Befehlens gar kecklich anmaßte. Demnach war es ihm gar nicht recht, daß er mit ins Haus gehen sollte, aber er wußte dem herrschsüchtigen Mädchen nichts zu entgegnen, und folgte ihr mit etwas verduztem Unwillen. Im Hause anlangend, erhielt er den Auftrag, Geschirr mit Erdbeeren und andern Früchten, Teller mit Butter, Käse und Honig, ein Körbchen mit Brot, ferner Messer und Gabeln u. s. w. hinauszuschaffen; „und daß ihr alles hübsch ordentlich an seinen Platz stellt, und nichts zerbrecht!“ schärfte man ihm nachdrücklich ein.

Obgleich er sich selbst curios genug vorkam, wie er so geschäftig die Dienste eines Lakayen oder Kellners verrichtete, so mußte er doch für Andere ein noch komischeres Schauspiel gewähren, denn selbst die Ernste konnte sich bey seinem Anblicke nicht eines Lächelns erwehren; aber sie nahm ihm mitleidig die Sachen ab, und ordnete sie gefällig auf dem Tische an, eine Hülfsleistung, die ihm seine unvermuthete Dienerschaft um vieles erleichterte und

erfreulicher machte. Endlich war alles im gehörigen Stande, die Muthwillige kam heraus, übersah die gemachten Anstalten und sagte: „Na, ihr habt euch gut genug angestellt und es könnte mit der Zeit noch etwas Ordentliches aus euch werden, wenn ihr auch, glaub' ich, nicht Verstand genug habt, ohne Hülfe der Anneli, da alles so hübsch hinzustellen, wohin es gehört. Setzt sollt ihr auch mit essen!“

Der Reisende nahm also nun den beiden Mädchen gegenüber Platz, aber er war etwas kleinlaut, denn er konnte es selbst nicht recht begreifen, wie er so plötzlich unter das Regiment des sonderbaren Mädchens gekommen war. Während man ihm von den ländlichen Gerichten vorlegte, dachte er einen Versuch zur Wiedererlangung seiner Selbstständigkeit zu wagen, indem er sagte: „Also dieses schöne sanfte Kind heißt Anneli? wie ist denn euer Name, ihr rechthaberisches Ding von einem Mädchen?“

„Mein Nam' ist Liesli!“ sagte sie kurz.

„Gott g'nade dem Burschen, der euch einmal zur Frau bekommt, er wird nicht viel ruhige Augenblicke haben, wenn er's nicht vielleicht noch besser versteht und euch zu einer bezähmten — —“ hier unterbrach er sich selbst, indem er dem Landmädchen gegenüber eine Auspielung auf das Lustspiel des englischen Dichters für unpassend hielt.

Liesli lachte und sprach dann: „Er müßte freylich ein anderer Mann seyn wie ihr, wenn er meine Widerspenstigkeit zahm machen wollte.“

Der Fremde sah sie ungewiß an, denn er wußte nicht, ob sie der Zufall so sprechen ließ, oder ob sie wirklich das Gedicht Shakespeare's kannte. „Ihr habt wohl,“ sagte er, „eure Wahl schon getroffen und euch dabey gehörig vorgesehen?“

„Das kümmert euch nicht viel, überhaupt sollt ihr nicht viel fragen, sondern essen und antworten. Ihr seyd doch ein Deutscher?“

„Ja.“

„Und was seyd ihr denn sonst für eine Art von Reisenden? wollt ihr bloß unsere Berge und Thäler sehen, oder wollt ihr die Menschen kennen lernen, oder seyd ihr ein Maler, oder sucht ihr in den Städten die alten Schriften durch, oder denkt ihr selbst ein Buch von eurer Reise zu machen?“

„Ich wollte eigentlich bloß die schönen Gegenden besehen, aber ich merke, an den Menschen ist hier zu Lande eben so viel zu bewundern, wie an der Natur, zum Malen wären sie wenigstens eben so schön, wenn man's versteht, und ein Buch ließe sich, glaub' ich, über euch allein schon schreiben.“

„Und wie lange seyd ihr denn schon in der Schweiz?“

„Ich bin nur erst von Schaffhausen hereingekommen.“

„Wo hat's euch denn am besten gefallen?“

„Auf dem Zürcher See.“

„So? das ist ganz vernünftig von euch, aber da ihr nun fertig mit dem Essen seyd, so könntet ihr uns wohl noch einen Spas vormachen, ihr sollt uns einen Reim oder so etwas auf den Zürcher See vorsagen.“

„Ich kann aber keine Reime machen.“

„Ey was, die Leute aus Deutschland thun ja immer so außer sich bey unsren Seen, und schreiben so viel in ihre Bücher, daß sie gewiß schon viel auf den Zürcher See haben drucken lassen, davon sagt uns was her. Ich glaube gern, daß ihr selbst nichts zuwege bringen könntet.“

Der Fremde besann sich einige Augenblicke, lächelte dann etwas schelmisch und fing darauf an, Klopstock's Gedicht auf den Zürcher See herzusagen. Er recitirte, unterstützt von einem guten Organ, mit Gefühl und Geschmack, und wurde vielleicht dadurch noch mehr angefeuert, daß er der Muthwilligen eine bessere Meinung von sich, als sie zu haben schien, beybringen, und der Sanften die theilnehmenden Blicke, die sie ihm zuweilen geschenkt hatte, einigermaßen vergelten wollte. Obschon er anfänglich darüber gelächelt hatte, daß er den Bauermädchen eine Ode von Klopstock vorsagte, so vergaß er im Feuer doch diesen Widerspruch, und es war ihm völliger Ernst mit seiner Recitation. Als er geendet hatte, sagte Liesli: „Das war ja ganz hübsch von euch. Ihr sollt auch einen schönen Dank haben, und wenn ihr der Anneli ein gut Wort gebt, so singt sie euch dafür ein Liedchen von uns'ren Seen, oder worin wenigstens so etwas Ähnliches vorkommt.“

Anneli wurde über und über roth und schien sich bestimmt weigern zu wollen, aber mochten es nun die dringenden Bitten des Reisenden thun, der schon so viel von dem Nationalgesang der Schweizerinnen gehört hatte, und nach dem Gesange dieser Schweizerinn besonders begierig war, oder mochten es die geheimen Zusüsterungen Liesli's bewirken — kurz, Anneli gab nach. Wir versuchen es aber nicht, das Erstaunen des Reisenden zu schildern, als er das Mädchen statt des erwarteten Kuhreihens oder sonstigen Hirtenliedes — „den Fischer“ von Göthe anstimmen hörte. Sie sang diese wohl lautende unbeschreiblich schöne Dichtung nicht nur in dem reinsten Deutsch, sondern auch (nach Reichard's Composition) so gefühlvoll, so schmelzend, so hinreißend, daß selbst die größten Ansprüche sich für befriedigt erklären konnten. Nein, dieser geschmackvolle Vortrag, diese vollkommen'ausgebildete Stimme, konnten keinem Landmädchen angehören, sie konnten nur aus der besten Schule ausgezeichnete Meister hervorgehen!

Das Lied war geendigt; die Sängerin schlug die Augen nieder, die Gefährtin derselben weidete sich mit unverhehltem Muthwillen an dem tiefen Erstaunen des Reisenden, und sagte endlich: „Nicht wahr, das ist eigentlich noch schöner als das Gedicht vom Zürcher See, obgleich es nicht so schön und vornehm klingt?“

„O, es ist entzückend!“ rief der Begeisterte, „gewiß, dieses Lied ist nie seelenvoller und vollendeter vorgetragen worden.“

Die Schelmische sagte halblaut vor sich hin:

„Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm,
Da war's um ihn geschehn,
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.“

Hierüber wurde die Sängerin noch verlegener, der Reisende aber wandte sich mit den Worten zu ihr: „Sicher singen Sie auch den „Erbkönig,“ oder „Kennst du das Land“ oder „Trost in Thränen“ — —

„Oder,“ unterbrach ihn Liesli, „das Lied vom gefangenen Grafen,“ oder „das Lied von der Glocke“ oder, weiß der Himmel was sonst noch! Wenn's nach ihrem Willen ginge, würde am Ende gesungen, bis

„Herauf am Himmelsbogen
Die gold'nen Sternlein zogen.“

In diesem Augenblicke machte sich hinter dem Rücken der Gruppe ein lautes Räuspern bemerklich, alle drey wandten sich um und gewahrten einen kleinen Mann in zierlicher Kleidung, der den Hut in der Hand hielt und sich wiederholt höflich verbeugte.

„Aha, Herr Schwendeler,“ sagte diejenige, die sich Liesli genannt hatte, „Sie wollen uns wohl daran erinnern, daß es Zeit zum Aufbruche sey?“ Dann wandte sie sich zu dem Fremden: „So müssen wir uns wohl trennen, mein Herr. Ich danke Ihnen für Ihre thätige Hülfe und wünsche Ihnen das beste Wohlergehen.“

„Auch ich danke Ihnen,“ nahm die Andere, zwar nicht ohne Verlegenheit, aber mit einer gewissen Würde das Wort, „für die Erheiterung, die uns Ihre Gesellschaft verschaffte, und wenn Sie in unserem Benehmen auch einigen muthwilligen Scherz bemerkt haben sollten, so denken Sie darum doch wohl nicht unfreundlich an unser Zusammentreffen zurück.“

„Ich werde diese Stunden und Ihre Güte nie vergessen!“ entgegnete der Fremde und warf zugleich der schönen Sängerin einen warmen, dankenden Blick zu.

Da beyde Frauenzimmer ihm nun eine entlassende Verbeugung machten, so blieb ihm natürlich nichts weiter übrig, als sich zu entfernen, aber er that es nur zögernd und nicht ohne noch manchen Blick zurückzuwerfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Sterne.

Viel tausend Sterne schimmern
Hoch am azurnen Belt,
Sie seh'n so freundlich lächelnd
Hernieder auf die Welt. —

In meiner Kindheit Tagen
Wie oft blickt' ich hinauf,
Und sah mit stiller Freude
Der gold'nen Sterne Lauf.

Da trübte noch kein Leiden
Des Knaben heit'ren Blick;
Und sorglos, frey von Kummer
Umblühte mich das Glück.

Manch' Jahr ist nun entschwunden,
Entflohn der Kindheit Bahn, —
Noch zieh'n die gold'nen Sterne
Entlang die alte Bahn.

Und oft noch blick' nach ihnen
Ich auf, gebeugt vom Schmerz,
Da thauet freundlich tröstend
Mir Balsam in das Herz.

Manch' Jahr wird noch entschwunden,
Manch' schöner Traum entflieh'n,
Sie werden, still und schweigend,
Die alte Straße zieh'n.

Sie seh'n dem Lebenswechsel
Mit heit'rem Lächeln zu;
Gleich holden Friedensbothen
Vom Heimathland der Ruh'!

Wenn lang schon fühle Erde
Mein morsch Gebein verhüllt,
Seh'n sie noch freundlich nieder
Wie heut', so sanft, so mild.

Ihr lehrt mich, gold'ne Sterne,
Wie Irdisches vergeht,
Und in dem Sturm der Zeiten
Nur Himmlisches besteht.

J. v. Z. de S.

Dresden, April 1835.

Das Theater bot in diesen letzten Wochen recht mannigfaltigen und hohen Genuß, der durch Abschiedswehmuth nur noch anziehender wurde. Unsere viel gefeyerte Schröder-Deverient schied auf lange Zeit, und glänzte zuletzt noch in ihren vier Hauptrollen, als: Fidesio, Norma, Amazilli in Spontini's „Cortez“ und Romeo. Norma, worin sie wirklich unübertrefflich ist, hatte sie zu ihrem Benefice gewählt, und als Romeo, in Bellini's Capuletti und Montecchi, trat sie zum letzten Male am 29. März auf; das Haus war zum Erdrücken voll, schon viele Tage zuvor war kein Billet mehr zu haben. Die Wechselwirkung der glühenden Begeisterung der Künstlerinn und des Enthusiasmus der Zuhörer stieg aufs Höchste: es ist unglaublich, wie sie durch das geschickte Herausheben einzelner Worte, durch diese ächte, tiefempfundene Declamation des Gesanges, vereint mit ihrem herrlichen Spiel, zu wirken versteht. Alles war diesen Abend so hingekommen, so berauscht, daß selbst das Spiel so leidenschaftlich wurde, wie es bey gewöhnlicher Stimmung kaum seyn dürfte; manches entzückt da, was man sonst übertrieben nennen würde; der große Künstler wird stets den Tact haben, dies richtig zu treffen, und diese höchste Farbenglut nur da anzuwenden, wo sie erlaubt ist. Es ist uns sehr schmerzlich, diese geniale Künstlerinn jetzt zu verlieren; so fest sie auch verspricht zurückzukehren, so liegt da doch viel dazwischen! Als sie mit stürmischem Beyfall hervorgehoben wurde, war sie selbst tief gerührt, Blumen- und Lorbeerkränze flogen ihr zu, und unser trefflicher Sänger Bezi krönte sie mit Lorbeeren, zugleich fiel ein goldener Regen vor ihr nieder, hellschimmernd, so breit die Bühne war, und folgendes Gedicht flatterte in zahlreichen Abdrücken von der Decke herab durch das ganze Haus.

Zum letzten Mal erschien vor unsern Blicken
Der hohen Kunst erhab'nes Götterbild,
Das uns mit Himmelsahnung und Entzücken
In der Vollendung Glorie erfüllt.

Du bist es, Künstlerinn, die in der Klarheit
Der ew'gen Musen strahlend uns erschien,
Und süßes Vorgefühl der höchsten Wahrheit
Im Blütenreich der Dichtung uns verlieh'n.

Wird auch Dein Haupt bald fremder Lorbeer krönen,
Bewahr' auch den, den wir Dir liebend weih'n;
Wie Deine Lieder ewig wiederklingen,
So wird Dein Bild uns immer nahe seyn.

Du scheidest, Künstlerinn, aus unsrer Mitte,
Und trauernd folgt Dir der Freunde Blick,
Sey glücklich und erfülle uns're Bitte:
Vergiß uns nicht und komm' zu uns zurück!

Eben so wurde der Abschied der lieblichen Mlle. Bauer gefeyert, als sie zum Schluß der Gastrollen, womit sie alle Theaterfreunde entzückt hatte, noch einmal als Donna Diana auftrat, wo man der holden Künstlerinn die höchste Bewunderung zollte. Mit großer Freude hoffen wir sie bald die unsere zu nennen, denn vom nächsten Herbst an versprach sie Mitglied unserer Bühne zu werden; für das höhere Lustspiel im feingebildeten Conversationston ist dies eine sehr erfreuliche Aussicht, wenn nur nicht jetzt das Trauerspiel einen so nie zu ersetzenden Verlust an Mad. Ketti erleidet! Wie groß dieser Verlust ist, fühlten wir noch recht lebhaft bey der trefflichen Aufführung von Raupach's wunderschönem Trauerspiel: „Tasso's Tod“, welche auf allgemeinen Wunsch jetzt wiederholt wurde. Unser Emil Deverient, der in der Darstellung des „Tasso“ von Göthe sich längst hohen Ruhm erwarb, studierte nun diese Fortsetzung, wo sich dieser Charakter immer reicher entfaltet, höher steigert, und zuletzt wahrhaft verklärt, mit solchem Fleiß und solcher Liebe ein, daß jede Scene ein vollendetes Meisterwerk der Darstellung ist. Die überaus schwere Aufgabe in der Scene im Hospital, wo er im halben Wahnsinn glaubt, sein Dichtergenius habe ihn verlassen, und erscheine ihm nur bisweilen tröstend, wo er nun diesen Genius vor sich zu sehen glaubt, und mit ihm spricht und von ihm Antwort erhält, löst dieser seltene Künstler auf eine so ergreifende Weise, daß uns die Schwingen des Wahnsinns, teils vorüber-

streifend, selbst zu berühren scheinen; unser Ohr hört den geistigen Doppelgänger, fast theilen wir Tasso's Wahn, wir lauschen ahnungsvoll den Geisterklängen des höhern Wesens, welches so ganz gefondert von dem gebeugten, vielgetränkten Sterblichen erscheint. Wie zart und sinnreich führt er die himmlisch schöne Scene mit der Prinzessin aus; wie großartig die, wo die unverhoffte Freude, so schonend sie auch von den Freunden herbeigeführt wird, sich aufkimmernd in den Rausch des wirklichen Wahnsinns verwandelt, der in dieser schrankenlosen Phantasie riesengroß emporlodert, bis alle Körperkräfte unterliegend zusammenbrechen. Das allerschwerste bleibt nun die stille Verklärung, die sich den ganzen letzten Act hindurch über den geistig genesenen, aber körperlich sterbenden Dichter ergießt, jede irdische Schwäche ist nun abgestreift und überwunden; Alles, was hienieden so mächtig auch das edelste Herz bewegt, erscheint dem schon Überirdischen kleinlich und unbedeutend, jeder Streit ist geschlichtet, jeder Haß versöhnt, dem wahrhaft frommen Sängers des heiligen Grabes erscheint alles eitel gegen das einfach hohe Wort der Liebe in Gottes Lehre! Wunderschön unterfügte ihn hier das tiefempfundene Spiel unserer trefflichen Kettich, welche ganz geschaffen ist zur Leonore; diese süße und dabey so edle Hingebung, diese ätherische Aneinanderschmelzen beyder hohen Naturen, diese holde Verhallen der Stimme, welche in diesem Säuseln wie ein Schwanenlied den Scheidenden umschwebt, wird schwerlich irgend einer andern Künstlerin in diesem Grade gelingen! es ist hinreichend, wenn das Kunstvolle des Spieles so verschwindet, daß es sich uns ganz als höhere Natur und reine Wahrheit darstellt; trefflich und in voller Harmonie wußte sie diesen himmlischen, so idealen und doch so ächt weiblichen Charakter von der ersten Scene an durchzuführen; überall blickte die wahre Schülerin des Plato durch, wie Leonore Savitale sie treffend nennt, überall das edle Herz, welches so glühend fühlt, und so schmerzlich trauert, daß alle Seligkeit, die es würde rein genießen können, durch das schrankenlose Stürmen Tasso's zerstört wird! Hr. Kettich war als Lodovico ausgezeichnet brav, er traf die freundliche Würde, die klugverständige Milde dieses Charakters vor; trefflich, jede Bewegung, jedes Wort stimmte zum Ganzen. Hr. Portb gab den Antonio als denkender Künstler, schroff und kalt, wie der Welt- und Staatsmann stets dem Dichter gegenübersteht, mit verschlossenem Sinn für seine Hoheit und scharfem Blick für seine Schwächen, bis er zu spät erst durch innere Überzeugung seine Größe begreifen lernt. Recht wahr gezeichnet steht neben dieser höhern Kälte die Gleichgültigkeit und das Verkennen, womit gemeinere Naturen den idealen Menschen betrachten, im Hospitalaufseher Mosti dargestellt, welchen unser Pauli als geübter Seelenmaler mit wenig Zügen treffend zu charakterisiren verstand. Ein sehr theilnehmendes Publicum erfreute sich innig der herrlichen Darstellung, und unser Tasso Devrient wurde schon zweymal während des Stückes und mit Leonoren zusammen nach demselben gerufen; hätte doch der Dichter die Freude haben können diese Darstellung zu sehen! —

Befremdend ist es, daß ein gleichfalls sehr gelungenes neues Dichterwerk, welches mit Fleiß und Liebe einstudirt und dargestellt wurde, bis jetzt unser Publicum noch so wenig ansprach! dies war das dramatische Märchen: „der Traum ein Leben,“ von Geißparzer. Diese phantasievolle, schöne Dichtung ist in Wien so gekannt, daß es nicht nöthig ist hier deren Vorzüge zu erwähnen. Daß die beyden Hauptrollen Rustan und Janga hier von den H. Emil Devrient und Pauli ganz vorzüglich schön gegeben wurden, konnte die Kälte der Zuschauer doch nicht überwinden! Träumt man hier so wenig, daß man es nicht begreift, wie in diesem Seelenpiegel unsere Neigungen mit allen ihren Folgen erschütternd vor uns treten können? oder wurde der kunstfönnige Theil des Publicums durch den Namen: Märchen, und die morgenländischen Charaktere abgeschreckt, das Theater zu besuchen, und blieb nur das Alltagspublicum, welches dem Dichter nicht zu folgen vermochte? genug, das sehr gehaltvolle schöne Stück blieb so unbeachtet, wie dessen liebliches Seitenstück vor zwey Jahren, „das Märchen im Traum“ von Raupach. Im Ganzen war alles trefflich angeordnet, besonders Janga's Umwandlung in den bösen Engel der Versuchung, der hier ächt orientalisches und ganz verschieden vom deutschen Mephistopheles erschien; nur zweyerley war etwas störend, der Mann vom Felsen brauchte bey seinem ersten Auftreten nicht so gespenstig zu erscheinen, und das alte Weib, welches doch eigentlich die fürchtbare Todesgöttin ist, mußte nicht zigeunerhaft, sondern weit grandioser und ehrfürchtiggebietender gehalten werden.

(Der Schluß folgt.)

Akademie des Knaben Joseph Pugliesi.

Es war in diesen Blättern vielfach die Rede von der außerordentlichen Fertigkeit im Kopfrechnen, welche die meisten italienischen Blätter dem neunjährigen Joseph Pugliesi aus Palermo nachrühmten, der in den bedeutendsten Städten jenes Landes öffentliche Proben davon abgelegt hat. Am 12. d. M. ward uns nun die Gelegenheit, durch eigene Überzeugung jene Angaben zu constatiren, und mit Vergnügen stimmen wir dem Lobe der Landsteute Pugliesi's bey, denn seine Leistung, wie sie sich uns im Saale des Musikvereins darstellte, erschien wirklich im Vergleiche mit dem jugendlichen Alter des Knaben außerordentlich, und gewährte sicher allen Anwesenden hohes Interesse. Joseph Pugliesi ist ein sehr schönes Kind mit klugen, sinnigen Augen und einem höchst anmuthigen Lächeln; sein unbefangenes, kindliches Wesen contrastirt ungemein gefällig gegen den Pomp von Medaillen und goldenen Kreuzen, womit seine Brust bedeckt ist, wie nicht minder gegen den Ernst der Wissenschaft, welcher er sich widmet; schon die Außerlichkeiten der Production bringen einen eigenen, wohlthuenden Eindruck hervor. Harmlos betritt er die Estrade des Saales, es wird eine der eingegangenen Aufgaben vorgenommen und laut abgelesen; da beleben sich seine Blicke, ernst haften sie auf dem Vorleser, seine ganze Seele scheint zu lauschen. Nun steht er ein paar Augenblicke, sinnend oder er schreitet bey complicirteren Aufgaben gedankenvoll auf und nieder, seht sich einen Moment, erhebt sich wieder, und mit fester, deutlicher Stimme spricht er die Lösung aus; sie war mit Ausnahme eines einzigen Thema's, wo er ein Datum mißverstanden hatte, durchaus richtig und auch den Irrthum verbesserte er schnell, nachdem ihm die nöthige Aufklärung gegeben worden war. Wer die Schwierigkeit des Kopfrechnens kennt, wird dem Knaben gewiß seine Bewunderung nicht versagen, der mit einer seltenen Leichtigkeit ganze Reihen von Ziffern geistig anschaut, festhält, vermehrt oder vermindert, ordnet, und in einer Zeitfrist, binnen welcher gewandte Rechner kaum mit dem schriftlichen Calcul fertig seyn dürften, das Resultat herausbringt, so genau als es die Arithmetik irgend verschaffen kann. Mancher wird der Meinung seyn, daß ein Kind, mit einer so abstracten Kunst beschäftigt, vielleicht einen fremdartigen, minder gefälligen Effect auf den Zuschauer hervorrufen müsse; allein man sehe nur das heitere, tadelnde Wesen Pugliesi's, der seine Aufgabe fast wie ein anziehendes Spiel behandelt und man wird gewiß mit hoher Befriedigung aus dem Saale scheiden. Mehrere der eingebrachten Aufgaben wurden von dem Publicum als ungeeignet verworfen, die übrigen aber löste Pugliesi, wie schon gesagt, alle, mehrere davon fast augenblicklich unter stürmischem Zulauchen der Anwesenden, welche dem Talente des Knaben volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. Es würde zu weit führen, wenn wir uns auf die Erzählung der einzelnen Rechnungsfragen einließen; — ein Paar derselben waren sehr schwierig und die Sicherheit, womit Pugliesi sie meisterte, stellte seinen Beruf, die Art aber, wie die Production, gleichsam en famille, Statt findet, die Ehrlichkeit des Vorganges außer Zweifel. Sonach wünschen wir nur, daß das Publicum sich in den künftigen Akademien des Knaben recht zahlreich einfinde, und daß diejenigen, denen seine Obhut anvertraut ist, seine unverkennbaren Anlagen nicht über einer Schaustellung vernachlässigen möchten, die schon mancher schönen Blüthe lange vor der Reife ein frühes Grab bereitere.

M o d e n b i l d XXV.

Ein Kleid von Foulard crystal mit Chemisette von Battist, nach einem Originale von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher, Dorotheergasse Nr. 1108.

Ein Basthut mit Federn und Gazeband, nach einem Originale von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.